

12



**Mutmaßungen über
einen Fremden**



Triest, Italien
Piran, Slowenien



Einem Besucher meines Hauses fielen die zahlreichen „Lese-Nischen“ gar nicht auf, hätte ich nicht überall Messingschilder mit den Logos meiner Lieblingskaffeehäuser an den Wänden angebracht. Ich liebe Kaffeehäuser, wenn sie mit viel Plüsch, Holz, Spiegeln, Leuchten, Zeitungen und Marmortischchen ausgestattet sind, von denen mir wiederum die runden am liebsten sind. Der Duft früherer Zeiten entrückt mich, wenn es nach Menschen riecht, die sich Zeit nahmen, die im Kaffeehaus „wohnten“, die Welt täglich kommentierten und aus den Angeln hoben – sehr theoretisch, anhand von Zeitungsschlagzeilen, gedopt mit Melange und Kipferln.

Ganz vorn auf meiner Hitliste stehen die Kaffeehäuser Wiens: Das *Sperl*, das *Griensteidl*, das *Landtmann*, das *Jelinek*, das *Prückel*, das *Dommayer*, das *Frauenhuber* – wie viele habe ich da wohl vergessen! Den *Tirolerhof*, das *Eiles*, das *Schwarzenberg* und, und, und ... Ich rotiere ständig, gehe einige Male dahin und einige Male dorthin, je nach Laune, Stimmung und Tageszeit. Jedes lockt ja mit einem ganz eigenen Flair und mit ganz spezifischer Kaffeequalität. Jeder Kaffeehausbesuch ist mir ein Hochamt für Seele und Geist. Er muss gut geplant sein und stellt mich vor schwierigste Entscheidungen: Will ich Leute treffen? Will ich allein sein? Nur nachdenken? Lesen? Wenn lesen, dann die Frage: Buch oder Zeitungen? Oder gar Arbeitsmanuskripte?

Aber eigentlich lese ich in Cafés nur ganz wenig. Ich beginne zwar, aber spätestens nach ein, zwei Seiten ist die Konzentration weg. Ich lege Zeitung oder Buch beiseite, denn es sind die Kaffeehausbesucher, die mich interessieren, ob Einzelgänger, ob Paare, ob Gruppen oder „Kränzchen“, ob Leser, Plauderer, Beobachter und Grübler, ob Schach-, Bil-

lard- und Kartenspieler, ob Wichtigtuer, Arrogante, Blender und ihre Spiegel oder die, die das Leben vorbeiziehen lassen und einfach ihre Zeit absitzen. Ich belausche, ich bäuge sie. Im Melodiengemisch aus Gesprächen, Lachen, Räuspern, Löffelschlagen, Tellerklimmern und dem gedämpften Seufzen der Kaffeemaschinen offenbart sich der Rhythmus der Zeit.

Vor Kurzem habe ich mit viel Freude festgestellt, dass ich ganz zufällig der erste Gast des wieder eröffneten wunderschönen Cafés *Marica* im kroatischen Varaždin war. Das *Marica* bildet für einen „Kaffeehaus-Menschen“ wie mich eine schöne Ausnahme vom Regelfall der Schließung von Kaffeehäusern. Mit Stolz möchte ich sie aufzählen, die schönsten Jugendstiltempel dieser Welt, in denen ich schon meinen Kaffee geschlürft habe: Die Straßencafés von Paris (*Le Fénelon*, *Deux Magot* und *Flore*), das *Kranzler* in Berlin, das *Grand Café Odeon* in Zürich, die Operncafés von Amsterdam und Barcelona, das *Falstaff* in Brüssel, das *Nouveau* im ehemaligen Prager Rathaus (neben dem Pulverturm), das *Gerbeaud* am Vörösmarty-Platz in Budapest, das *Nicola* in Lissabon, das *Florian* in Venedig, das *Tortoni* in Buenos Aires, das *Geiger* in New York und die *Confeitaria Colombo* im Zentrum Rios, unweit des Largo da Carioca.

Den Hinweis auf die großen literarischen Werke, auf die weltverändernden Ideen, die ihren Ursprung in Cafés haben, kann ich mir ebenso sparen wie die Klage über das Sterben vieler dieser schönen Plüschtempel. Jeder weiß davon, genug ist darüber geschrieben worden. Bedauern genügt – und die Beschwörung eines weiteren Kaffeehauses, des noblen *Caffè degli Specchi* in Triest. Ich bin davon überzeugt: Der Architekt hat die glitzernde Zauberwelt dieses Cafés ganz bewusst als Brücke zwischen den Welten gestaltet, als Einladung an den

Besucher, für einige Zeit aus der Wirklichkeit auszutreten und sich verträumten Luftschlössern hinzugeben. Damit hat er den Wesenskern aller Cafés dieser Welt getroffen. Im *Caffè degli Specchi*, dem *Spiegelcafé*, beginnt diese Geschichte.

Einige Wochen schon hielt ich mich in Triest auf. Während meiner Recherchen für ein Buch über die Karsthöhlen war es mir zur Gewohnheit geworden, täglich zweimal das *Caffè degli Specchi* zu besuchen, am späteren Vormittag und gegen Abend. Das Café liegt direkt an der Piazza Unitá, und wenn man das Glück hat, einen der begehrten Fensterplätze zu ergattern, kann man das Treiben auf dem weiten Platz beobachten, der von wunderschönen Palais gesäumt ist. Man hat den Brunnen der Kontinente vor sich und sieht jenseits der Mandracchio-Promenade sogar das Meer blitzen. Zu manchen Zeiten schafft ein weichzeichnender Lichteinfall nicht zuletzt wegen der vielen Spiegelreflexionen eine fast impressionistische, jedenfalls überaus stimmungsvolle Atmosphäre. Das Licht ist der Grund, warum ich dieses den zwei anderen berühmten Cafés von Triest, dem *Tommaseo* oder dem *San Marco* in der Via Battisti, vorziehe.

Meine Geschichte spielt im Spätsommer. Ende August ist es, und an manchen Tagen sehe ich auf meinen Wanderungen des Morgens schon die ersten Nebel über den Karsttälern liegen, vor allem weiter oben, auf der slowenischen Seite um Sežana. Seit Tagen sitze ich also täglich zweimal im Spiegelcafé, und jeden Nachmittag kommt, pünktlich um 18 Uhr, ein etwa 60-jähriger Mann ins Café. Er grüßt niemanden, auch nicht den Ober, und setzt sich stets sehr bestimmt an immer denselben, für ihn reservierten Tisch. Nur zwei Tische von mir entfernt sitzt er am Fenster. Ich bin immer schon da,



wenn der Mann hereinkommt und zunächst zum Garderobenständler geht, um seine weite Jacke aufzuhängen. Seine Blicke durchstreifen nie den Raum, er ist ausschließlich auf sich selbst und sein Tun fixiert. Immer setzt er sich mit dem Rücken zum Lokal und blickt die folgende Stunde fast pausenlos hinaus auf die Piazza. Der Mann macht einen wohlhabenden Eindruck auf mich. Er wirkt souverän. Auffallend an ihm ist der Fotoapparat mit dem riesigen Zoom, den er immer vor sich auf den Tisch legt. Manchmal, eher selten, unterbricht er sein Hinausstarren. Dann zieht er ein kleines Büchlein aus seiner Sakko-Innentasche und liest darin, oder er macht sich auf einem Zettel Notizen. Bei genauerem Hinschauen sieht es so aus, als ob er zeichnete. Ja, er zeichnet, ganz eindeutig. Einmal hat er einen Packen Fotos mitgebracht, die er mit Hingabe studiert. Mich, der ich jetzt schon tagelang quasi neben ihm sitze und ihm ein mittlerweile bekanntes Gesicht sein muss, ignoriert der Mann. Das stört mich irgendwie. Nach Tagen, so finde ich, könnte er durch ein Nicken in meine Richtung die wortlose Vertrautheit unserer Zweisamkeit im Café honorieren. Aber er tut nichts dergleichen. Ich bin Luft für ihn. Als ich ihm einmal bei seinem Eintreten zunicke, missachtet er das. Er zeigt keine Reaktion.

Jeder Mensch spürt, wenn er angestarrt wird. Früher oder später wendet er sich dem Beobachter zu, auch wenn dieser in seinen Nacken gestarrt hat. „Mein“ Mann muss meine Blicke auch spüren. Trotzdem schaut er nie zu mir, auch nicht, wenn er das Café verlässt. Ich sitze, wie gesagt, fast neben ihm, ich kann seine Hände und sein Gesicht ziemlich genau beobachten, über einige Spiegel um uns sogar aus mehreren Perspektiven. Ich bin überzeugt davon, dass er mich bewusst ignoriert. Er will fremd sein und fremd bleiben.

Der Mann ist nicht aus Triest. Das war mir schon klar, bevor ich ihn auf Deutsch „Einen Latte macchiato!“ bestellen hörte. Er sagte nicht „bitte“ und er sagte nicht „danke“. Nach zwei Tagen sagt er gar nichts mehr. Der Ober serviert den Latte macchiato automatisch. Der Mann wechselt seine Oberbekleidung nie. Mit seiner braunen Cordhose und dem handgestrickten ockergelben Pullover sticht er unter den Männern, die zumeist Sakkos tragen, hervor. Die weite olivgrüne Jacke, die festen Wanderstiefel und das wettergebräunte Gesicht lassen den Schluss zu, dass der sehr schlanke Mann viel im Freien unterwegs ist. Das Auffälligste an seinem Äußeren ist aber das lange schlohweiße Haar. Es ist scheitellos nach hinten gekämmt und gibt ihm ein aristokratisches Aussehen. Alles in allem wirkt er wie einer, der sehr viel Bedacht auf ein gepflegtes Erscheinungsbild legt. Ganz eindeutig ist er ein Kopfarbeiter aus irgendeiner höheren Etage, eine Führungskraft. Möglicherweise im Ruhestand. Und: Er sieht müde aus, irgendwie resignativ, unglücklich. Ja: unglücklich und arrogant. Ich musste, als mir das nach Tagen klar wurde, sofort an das abgegriffene Bild einer verwundeten Raubkatze denken. So kam er mir vor. Und das ist es auch, was mich immer neugieriger machte.

Da liegt wieder einmal so eine Geschichte vor mir, die erzählt werden will. Wie eine ungeschälte Zwiebel liegt sie da. Wie eine pochende Blase kurz vor dem Platzen. Die Geschichte fordert erzählt zu werden, weil eine Imagination mich vehement bedrängt ... ich wende mein Gesicht um einige Grade und sehe den Kopf des Mannes in einem der vielen Spiegel, und das hilft mir, einem Filmer gleich, die Wirklichkeit mit meiner Vorstellung zu überblenden ...

... einen Tag nach seiner Frühpensionierung fuhr er ans Meer, nach Triest. Er wollte in eine andere Stadt. Triest war kleiner als die Stadt, in der er sein bisheriges Leben abgespult hatte, aber es lag am Meer. Außerdem faszinierte ihn der Klang des Namens. Triest klang für ihn so exotisch wie etwa Pardubitz, Kingston Town oder Surabaya – alles Orte, in denen er noch nie gewesen war, deren Namen für ihn aber seit seiner Kindheit mit poetischem Fernweh erfüllt waren. Immer auch war er vom Wunsch beseelt gewesen, an einem großen Wasser zu leben. Wenn er ein Gewässer spürte, erblickte oder roch, fühlte er sich frei, egal, ob es das Meer, ein See oder ein Fluss war. Sein ganzes Leben hatte er in Abhängigkeiten verbracht. Die stete Angst vor diesem Netz, aber auch die Sorge, aus diesem Netz zu fallen, hatte sein Leben schon früh auf Moll gestimmt. Deshalb hatte er, als er noch über einen „Apparat“ verfügte, seinem Assistenten den Auftrag erteilt, eine kleine Wohnung zu suchen und zu mieten, wichtigste Bedingung: freier Blick auf das Meer. Die Zwei-Zimmer-Wohnung, in der er jetzt seit einem halben Jahr lebte, lag direkt am Hafen von Muggia. Dort war die Miete bedeutend billiger, und man war doch nur wenige Minuten vom Zentrum Triests entfernt.

Er wollte weg. Er wollte den Neubeginn. Alle Koordinaten seines gewohnten Lebens löschte er bei seinem Aufbruch – nichts und niemand sollte ihn jemals wieder zu Wegen und Umwegen zwingen, die er nicht gehen wollte. Niemand sollte jemals wieder Herrschaft über seinen Lebensweg gewinnen. Das Netzwerk seiner Beziehungen hatte er in den letzten Jahren ohnedies rissig werden lassen. Die restliche Zeit wollte er nur sich selbst schenken, zumal er ohnedies allein angekommen war. Seine Frau hatte ihn schon vor langer Zeit verlassen. In der damaligen Besessenheit von seiner Arbeit war ihm das gar nicht so richtig bewusst geworden. Und heute fehlte sie ihm auch nicht mehr. Er dachte kaum mehr an sie, und die vielen, ausschließlich erotischen Affären, für die er bekannt war, tangierten ihn überhaupt

nicht. Nicht ein einziges Mal drehte er sich um, als er von dem Haus wegfuhr, in dem er 25 Jahre lang gewohnt hatte. Von niemandem hatte er sich verabschiedet. Er wusste, dass er niemandem fehlen würde. In ihm regte sich wenig. Es gab keinen Abschiedsschmerz, keine Wehmut, keinen Gedanken an die Vergangenheit. Eher spürte er Neugier auf das Kommende. Aber eigentlich nicht einmal das: Er war leer. So fuhr er in der Abenddämmerung dahin.

An einer Tankstelle im Karstgebiet, wenige Kilometer vor Postojna, machte er einen Stopp. Nachdem er aufgetankt und bezahlt hatte, blieb er eine Zeit lang im Wagen sitzen und beobachtete das Treiben. Das Hupsignal eines Autos hinter ihm schreckte ihn schließlich hoch. Er fuhr auf den Parkplatz, versperrte sein Auto und setzte sich einige hundert Meter entfernt auf eine Bank. Eines wurde ihm klar: Wann immer in seinem Leben er sich nach Glück gesehnt hatte, war dieses Glück gleichbedeutend gewesen mit Wegfahren. Er hatte ausgsorgt, einiges Geld lag auf seinem Sparbuch, und seine monatliche Pension war so hoch, dass er sich einen bequemen Lebensabend leisten konnte. Der Kummer über die Frühpensionierung würde vergehen. Er war jetzt allein auf sich gestellt, aber er war frei. Alle Rücksichtnahmen, Kriechereien und Schmeicheleien, alle Querelen und Irritationen mit den Menschen seiner Umgebung waren weit weg, und das war gut. Fast kam so etwas wie Wohlbefinden auf.

Auf dieser Bank hier war er ein klein wenig glücklich – und doch wäre er im Grunde auch in diesem Moment wiederum lieber irgendwo weit weg an einem Tresen gesessen und hätte wollüstig mit seiner Einsamkeit kokettiert. Das war immer so. Er war sentimental und ein Großmeister des Selbstmitleids, ein Rastloser, der nie dort sein wollte, wo er gerade war. Gut kam er sich vor, wenn er sich in seiner Melancholie spiegeln konnte. So kreiste er ständig um sich. Der Generaldirektor hatte ihn bei seiner Verabschiedung ziemlich

unverblümt als den „Hohen Priester des Widerspruchs“ bezeichnet, „der seine Umgebung das eine und andere Mal mit seinen Finten und Sprüngen doch verblüffte“. Derselbe Generaldirektor sagte das, dem er nie widersprochen hatte, dem er jeden Wunsch schon von den Augen abzulesen und zu erfüllen versucht hatte, selbst wenn er gegen seine Überzeugungen oder gar gegen Mitarbeiter seiner eigenen Abteilung vorgehen musste.

Er holte seinen Fotoapparat aus dem Auto. Die Föhrenspitzen vor dem roten Himmel im Westen vermittelten ein Bild, das seiner Stimmung entsprach. Die vorbeirasenden Autos hatten die Scheinwerfer bereits eingeschaltet. Im Osten war der Himmel schon ganz schwarz, im Westen lag noch der halbe Sonnenball am Horizont. Die Luft begann frischer zu werden. Er stieg in den Wagen und fuhr weiter. Seinen gesamten Besitz hatte er zurückgelassen. Nimm nur mit, was du tragen kannst – diesen Satz, den er irgendwo gelesen hatte, wollte er ab sofort leben. Immer hatte er viel zu viel mit sich herumgeschleppt. Nur zwei Koffer mit Kleidungsstücken führte er jetzt mit sich, dazu den Aktenkoffer mit den notwendigsten Papieren und seinen Fotoapparat. Nichts sonst. Würde er etwas dringend benötigen, so könnte er es kaufen. Und er würde versuchen, mit den Menschen seiner neuen Umgebung so wenig Kontakt wie möglich zu haben. Er brauchte niemanden. In seiner Position als Abteilungsleiter war er stets zu Kontakten nach vielen Seiten hin verpflichtet gewesen. Sein Arbeitsleben hatte sich in der Öffentlichkeit abgespielt, weil sein Unternehmen im Besitz des Staates war und Straßen baute. Als Leiter der Presseabteilung war er oft im Rampenlicht gestanden. In den letzten Jahren hatte seine Arbeit vor allem im Ausfechten von Konflikten mit Bürgerinitiativen bestanden. Früher hatte er darauf achten müssen, dass die Verkehrspolitiker seiner Partei, die ihm den Job als Abteilungsleiter verschafft hatten, einen guten Eindruck auf das Wahlvolk machten. Zuletzt, als eine andere Partei und mit ihr



ein neuer Generaldirektor ans Ruder gekommen waren, musste er um sein Überleben kämpfen. Diesen Kampf hatte er nicht lange durchgehalten. Wie auch immer, er hatte stets viel Fingerspitzengefühl gebraucht. Wenn es einen Sonnenbrand gab, so dachte er jetzt im Auto, dann konnte es genauso gut einen Rampenlicht-Brand geben, der ihn so schmerzte, dass er allergisch gegen die Menschen geworden war. Er mochte sie nicht.

Er war nie ein großer Kämpfer gewesen. Das passte den Politikern, da sie nur Menschen einstellten, die kalkulierbar waren. Weder hatte er gegen das ungeschriebene Gesetz des vorausseilenden Gehorsams verstoßen, noch war er durch ungezügelte Kreativität aufgefallen. Er hatte sich stets dankbar gezeigt und nie versucht, durch zu viel eigene Meinung den jeweiligen Mainstream zu konterkarieren, den die Politikerkaste vorgab. Von Anfang an hatte er keine Probleme mit nichtssagenden Phrasen, die alles in Schwebelage und somit auch alle Möglichkeiten offen ließen. Immer hatte er das Ziel des Wohlgefallens bei den Wählern im Auge behalten. Er pflegte alle gängigen Rituale und Stereotypen. Er galt als verträglicher Mensch, als Profi, dem das „Machtklavier“ bekannt war: Die schwarzen Tasten dienten der Machtstörung und die weißen der Machterhaltung. In seiner Abteilung spielte er ziemlich gut auf diesem Klavier und konnte kein Pardon, wenn er „Krieg“ führte.

Im Kern galt er aber, wie gesagt, als verträglicher Mensch. Das Argument, dass er „mit allen konnte“, war für alle seine Beförderungen wichtiger gewesen als die Frage, „was er konnte“. Aber so war es überall. Da war er nicht die Ausnahme. „Kriege“ führte er nur, wenn er überzeugt war, gewinnen zu können. Daraus ergab sich, dass er nur nach unten, also gegen Untergebene kämpfte. Da hatte er noch kürzlich seine Qualitäten gezeigt: Monatelang recherchierte er gegen einen Mitarbeiter, der ihm zu stark geworden war, um dann

überraschend zuzuschlagen. Er hatte sich des Einverständnisses seiner Vorgesetzten versichert und unter Hinweis auf Abhängigkeiten und offene Rechnungen Kollegen zu schriftlichen Denunzierungen veranlasst. Die Diffamierungen kamen dann auch in großer Zahl. Das wiederholte sich in allen „Kriegen“, weil das Unternehmen dadurch, dass fast nur Politikergünstlinge eingestellt wurden, ein Musterbiotop für Falschheit, Neid und Inkompetenz geworden war, in dem Individualismus allein schon als strafbarer Tatbestand galt. Er fand jedenfalls auch diesmal genug Duckmäuser, die bereit gewesen waren, dem Kollegen sozusagen „das Messer in den Rücken zu stoßen“, um sich Liebkind zu machen, sodass er daraus eine fundierte Anklageschrift für das Personalbüro anfertigen konnte. Die Zielscheibe seiner Attacke, der ungeliebte Mitarbeiter, war ein alter Hase und verließ das Unternehmen in Kenntnis der Usancen freiwillig. Das war allerdings ein Pyrrhussieg gewesen, denn kurz darauf kam es zu Neuwahlen. Zu seinem Pech verlor seine Partei.

Die neuen Machthaber setzten sofort ihn auf die Abschussliste. Den Journalisten, mit denen er so viel verkehrt hatte, war er nicht einmal eine Notiz wert. Sein Nachfolger, ein Strahlemann, den er gut kannte, kam von der regierenden Partei. Ihm sagte man nach, dass er zwar große soziale Kompetenz gezeigt und „mit allen gekonnt“ habe, ansonsten aber doch ziemlich inkompetent gewesen sei. Und um dieses Argument zu stützen, berief man sich auf viele Aussagen jener Mitarbeiter, die vor Kurzem noch seine Anklageschriften gestützt hatten. Alle jene, denen er immer alles recht gemacht hatte, mit denen er auf Du und Du verkehrt, gearbeitet und gefeiert hatte, waren auf einmal nicht mehr zu sprechen. Als einzigen Trost empfand er, dass auch der alte Generaldirektor auf die Abschussliste gekommen war. Um der Schmach zu entgehen, in irgendeinem Abstell-Büro mit irgendeiner Alibitätigkeit abgespeist zu werden, akzeptierte er, dem Prestige immer sehr wichtig war, die Frühpensionierung. Er fühlte

sich als nützlicher Idiot missbraucht und hasste sich dafür, dass er immer mitgespielt hatte. Er war verzweifelt und beschimpfte die ganze Welt, weil sie so ungerecht war. Alle Menschen waren falsch und Opportunisten. Deshalb hatte er nie geliebt oder sich lieben lassen. Aber jetzt wollte er sein Leben wieder finden und sich jenen schönen Dingen des Lebens zuwenden, die es abseits der Menschen gab. Mit erhobenem Haupt würde er seine Außenseiterrolle annehmen und sich dem Lesen, dem Gehen und dem Fotografieren widmen. Und wenn das nicht klappte, bliebe immer noch die Möglichkeit, sich umzubringen, dachte er und lächelte bitter, während er die Straße hinunter nach Triest fuhr ...

... und jetzt sitzt der Mann schon den x-ten Tag neben mir im *Caffè degli Specchi* ... ich blende zurück in die Wirklichkeit und frage mich, ob irgendwas an dieser erfundenen Geschichte stimmen könnte. Schon als Kind animierten mich Gesichter zu Geschichten, und nicht selten kam ich drauf, dass die Geschichten stimmig waren. Jedenfalls beschäftigt mich der Mann von Tag zu Tag mehr.

Wenn es mich packt, dann springe ich trotz Verletzungsgefahr über hohe Hürden. So auch diesmal. Ich stehe auf und gehe an seinen Tisch. Er kennt ja meine Phantasien über ihn nicht und hat keine Ahnung, wie nah er mir inzwischen geworden ist. Ich frage ihn nach seiner Kamera, um ins Gespräch zu kommen. Er lässt mich, der ich mich als leidenschaftlicher Fotograf vorstelle, schaurig abstürzen. Barsch und mit abgewandtem Gesicht bittet er mich, ihn nicht zu stören, er wolle nicht reden. Dann steht er abrupt auf, geht an mir vorbei und verlässt das Café. Dieser Vorfall ist mir peinlich, aber er passt zu meinem Bild von ihm. Ich weiß nicht, ob ich ihm das Spiegelcafé für immer vergällt habe, ich werde jedenfalls nicht

mehr hierher kommen. Ich ziehe einige Häuser weiter und verlege meine täglichen Kaffeepausen ins *Tommaseo*.

Nur wenige Tage später, an einem Sonntag, sehe ich „meinen“ Mann wieder. Und das Ganze sollte sich noch peinlicher gestalten. Ich fahre nach dem Mittagessen ins Slowenische, nach Piran. Dieser Ort ist mir seit Jahrzehnten von vielen Aufenthalten vertraut. Wir, meine Freunde und ich, lieben dieses venezianisch geprägte Städtchen, in dessen engen Gassen der salzige Duft des Fernwehs weht. In den letzten Jahren allerdings habe ich den Ort gemieden, weil er zu einer kulturlosen Ansichtskarte verkommen ist. Massenpublikum hat mittlerweile die Stadt besetzt. Allabendlich strolchen heute die Müllers und Maiers aus der österreichischen, italienischen und slowenischen Provinz über die Einheitspromenade, um sich danach in Einheitslokalen auf Einheitsplastikstühlen und -tischen auf der Einheitsspeisenkarte *Čevapčiči, Ražnjiči*, eine *Pleskavica*, Spaghetti oder Knoblauch mit irgendeinem aus der Nordsee importierten Fisch auszuwählen. Danach betrinken sie sich, um die Nacht zu überstehen, wenn aus vielen einfalllosen Kaschemmen die Bassrhythmen dröhnen. Das Meer ist mir hier außerdem inzwischen zum Baden zu dreckig geworden. Am meisten stört mich jedoch die allzu kurzzeitige Philosophie der „Piranesen“, mit möglichst geringem Aufwand möglichst schnell möglichst viel Geld zu verdienen.

Ich will mir Piran also wieder einmal ansehen und spaziere den Stadtberg hoch, um gleich nach der Kirche in einen schönen Weg einzubiegen, der hoch über dem Meer in die Bucht von Fiesa führt, die zwischen Piran und Strunjan liegt. Diesen Weg habe ich im Frühjahr immer besonders gemocht, wenn sich der Duft des rundum blühenden Ginsters mit je-

nem des tief darunter liegenden Meeres vermischt (von allem Anfang an war mir der Pfad die Manifestation der *Hochzeit des Lichts*, meines Lieblingstextes von Camus: *Im Frühling wohnen in Tipasa die Götter ...*). Ich gehe also den Weg nach Fiesa, der Ginster ist längst abgeblüht, aber das Meer zeichnet im geduldigen Rhythmus der ans Ufer schlagenden Wellen die Zeitlosigkeit in die Luft. Die Sonne scheint. Einige weiße Daunenwolken ziehen über den blauen Himmel. Es ist kurz nach Mittag und warm. Einige Leute baden im Meer.

In Fiesa angekommen, setze ich mich auf die Terrasse des dortigen Strandhotels, um ein Glas von dem schwarzen Ter-rano zu trinken, in dem ich den Karst schmecken kann. Auf der Volleyball-Anlage inmitten der großen Wiese, welche die Bucht beherrscht, spielen einige Kinder in Badekleidung. Es ist eine gemischte Gruppe, die Buben und Mädchen dürften so um die zehn, zwölf Jahre alt sein. Bis hierher zu meinem Platz auf der etwa 100 Meter entfernten Hotelterrasse höre ich sie, sie sprechen deutsch. Sie gehören offensichtlich zu einem österreichischen Ferienkursus, und der Mann, der das Spiel als Schiedsrichter leitet, muss der Erzieher sein. Mir gefällt das Bild, die Lebensfreude der ausgelassenen Kinder, die Sonne wärmt mein Gesicht. Mit der rechten Hand bilde ich mir ein Sonnendach vor den Augen, um besser sehen zu können. Als ich meinen Gesichtskreis erweitere und mich ein wenig nach rechts drehe, entdecke ich plötzlich „meinen“ Mann. Ich erkenne ihn sofort, obwohl er um einiges weiter weg ist als die Kinder. Die schlanke Figur, die olivgrüne Jacke, die braune Cordhose, vor allem aber das leuchtend weiße Haar. Hinter einem Gebüsch steht er, sodass ihn die etwa 150 Meter von ihm entfernten Kinder nicht sehen. Einen Klappstuhl hat er mitgebracht, der neben ihm steht. Den Fotoapparat

mit dem Riesenobjektiv hält er sich vor das Gesicht. Unbemerkt fotografiert er die Kinder, denke ich mir, ganz schnell aber wird mir klar, dass er nicht nur fotografiert. Er setzt den Apparat nie ab. Das macht man nur, wenn man das Zoom als Fernrohr benutzt. Der Mann beobachtet die Kinder überaus konzentriert und unentwegt, zuerst im Stehen, dann sitzend, nach einiger Zeit wieder stehend. Die ganze halbe Stunde, während der ich auf der Hotelterrasse sitze, dauert das, und auch als ich weggehe, bleibt der Mann in seiner Position. Ich entferne mich weiter von Piran und gehe den Berg hinauf Richtung Strunjan. Ganz oben gibt es einen Punkt, von dem aus man einen herrlichen Blick auf die Bucht darunter hat. Als ich nach rund 30 Minuten dort ankomme und hinunterschaue, sehe ich die Kinder mit ihrem Lehrer weggehen. Jedes Kind trägt sein Badezeug in ein Handtuch eingerollt, die wenigsten haben Taschen. Sie gehen in lockeren Zweierreihen den Pfad nach Piran zurück, den ich gekommen bin. Und mit Verwunderung bemerke ich „meinen“ Mann, wie er ihnen in einiger Entfernung folgt. In der linken Hand trägt er den zusammengeklappten Stuhl, den Fotoapparat hat er umgehängt. Ich fahre zurück nach Triest und gehe am späteren Nachmittag, ganz gegen meinen Vorsatz, ins *Caffè degli Specchi*. Lange sitze ich dort, aber „mein“ Mann taucht nicht auf.

Zwei Tage später regnet es. Ich muss nach Slowenien hinüber, weil ich in der Distriktsverwaltung von Lucija Aufzeichnungen ausheben will, die mir Aufschluss über die Funktion einiger Karsthöhlen im Zweiten Weltkrieg geben sollen. Auf der Rückfahrt besuche ich wieder Piran. Da man mit dem Auto nicht in die Stadt darf, parke ich meinen Wagen über der Stadt, ganz oben, neben dem Sportplatz. Und als ich die

Straße hinuntergehe, sehe ich „meinen“ Mann ganz plötzlich wieder, die Situation ist noch rätselhafter als in Fiesa. Er steht mit dem Rücken zur Straße hinter einem Baum und starrt durch das große Eingangstor des ehemaligen Franziskanerklosters. Im asphaltierten Innenhof spielen Kinder trotz des leichten Regens mit Schlägern eine Art Landhockey. Es sind die Kinder von Fiesa. Jetzt wird mir etwas mulmig. Als einmal der Spielball auf die Straße hinausrollt, verlässt der Mann seine Deckung. Er hebt den Ball auf und gibt ihn dem Buben, der herausgelaufen ist. Nicht sogleich rückt er jedoch den Ball heraus. Er wechselt einige Worte mit dem Kleinen, der offensichtlich ungeduldig zurück zum unterbrochenen Spiel in den Hof drängt. Ich kann nichts verstehen, aber ich kann Verblüffendes beobachten: Als der Mann dem Kind den Ball gibt, streicht er ihm mit der Hand übers Haar. Jetzt schrillen bei mir die Alarmglocken. Der schreckliche Verdacht steigt in mir hoch: Dieser Mann ist krank! Dieser Mann ist gefährlich! Dieser nobel wirkende Mann ist pädophil!

Ich fahre zurück nach Triest. Meine Gedanken kreisen ständig um diese Episode. In der folgenden Nacht schlafe ich keine Minute. Am Morgen wird mir klar, ich darf nicht wegschauen. Ich muss handeln. Aber was ist zu tun? Zur Polizei gehen? Einfach so, ohne irgendwas in der Hand zu haben? Können meine Beobachtungen nicht auch ganz anders interpretiert werden? Niemand ist bei mir, mit dem ich mich beraten könnte. Ich beginne, mich schuldig zu fühlen.

Die Entscheidung wird mir rascher als gedacht abgenommen. Ich werde zum Handeln „gezwungen“: In der Hoffnung, dass sich irgendetwas ergeben würde, fahre ich am darauf folgenden Tag wieder nach Piran und lenke meinen Wagen

geradewegs in die Bucht von Fiesa. Und da sind die Kinder wieder. Es ist warm. Sie baden und tollen in der Wiese herum. Und der Mann ist ihnen näher gekommen. Nur wenige Meter entfernt sitzt er seelenruhig in seinem Klappstuhl und beobachtet sie.

Ich steige gar nicht aus meinem Wagen. Sofort fahre, rase ich zur Polizeiwachstube ins benachbarte Portorož. Die beiden sehr höflichen Polizisten, denen ich meine Beobachtungen ziemlich aufgeregt ins Stenogramm schildere, danken mir für meine Aufmerksamkeit. Sie verlieren keine Zeit und bitten mich, sie sogleich nach Fiesa zu begleiten. Ich würde keinerlei Umstände haben, versichern sie mir, es gäbe immer wieder solche Fälle, auch hier im Urlaubsort am Meer. Sowie ich ihnen den Mann gezeigt habe, könne ich verschwinden. Es würde zu keinen Peinlichkeiten kommen, mit einer Zeu-
gensaussage in einem möglichen späteren Prozess müsse ich allerdings rechnen.

In Fiesa erwischen wir den Mann sozusagen in flagranti. Die Polizisten stellen ihn, wie er mit einigen Kindern spricht, während der ahnungslose Lehrer im Meer schwimmt. Er hat seinen Klappstuhl verlassen und zeigt den Kindern seinen Fotoapparat. Aus meinem Wagenfenster sehe ich, wie die beiden Polizisten mit dem Mann reden, und es beruhigt mich, dass der Verdächtige nach einem kurzen Gespräch seinen Sessel zusammenklappt und zu den Polizisten ins Auto steigt.

Ich fahre zurück nach Triest und gehe in den nächsten Wochen weiter meiner Arbeit nach. Auch das *Caffè degli Specchi* besuche ich wieder und reime mir meine Geschichten zu den Gesichtern der Leute. Die Polizei von Portorož meldet sich

nicht. Nach einigen Wochen fahre ich zurück nach Österreich.

Ein halbes Jahr später, am Heiligen Abend, bin ich zufällig wieder in Istrien. „Mein“ Mann spukt mir immer noch im Kopf herum, und es wundert mich, dass ich nirgendwo eine Zeitungsnotiz über sein Schicksal gefunden habe. Wahrscheinlich, so denke ich mir, ist es ihm gelungen, sich aus der Geschichte herauszuwinden, irgendwie, zumal es ja keinen wirklichen „Beweis“ seines pädophilen Treibens gegeben hat. Ich besuche die Polizeistube von Portorož und habe Glück, weil einer der beiden freundlichen Polizisten von damals Dienst hat. Er erkennt mich sofort und klärt mich auf.

„Wir verhafteten den Mann damals sofort und überstellten ihn trotz seines Leugnens in das Gefängnis nach Koper. Der Mann konnte sich ausweisen, er war ein gefragter Porzellanmaler aus Wien. Seine Verantwortung aber schien uns doch mysteriös und irgendwie an den Haaren herbeigezogen. Er sagte uns nämlich, dass er seit drei Jahren schon immer um dieselbe Zeit, also Ende August, hier urlaube. Der Grund dafür liege darin, dass dies die einzige Zeit sei, in der er seinen Enkel erleben dürfe. Sein Sohn, der sich völlig von ihm abgewandt habe und ihm seit zwei Jahrzehnten nicht mehr antworte, habe ihm jeden Kontakt mit seinem Enkel untersagt, ja er habe sogar Weihnachtsgeschenke weggesperrt, die er dem Kind geschickt habe. Als er mit Hilfe von Verwandten herausgefunden habe, dass sein Enkel immer hierher nach Piran zum Ferientaufenthalt geschickt würde, habe er, der alleinstehend sei, sich dazu entschlossen, seinen Urlaub ebenfalls hier zu verbringen. Das sei immer sehr schön gewesen, er habe den Enkel beobachtet, habe Fotos von ihm gemacht

und einige Male sogar mit ihm sprechen können. Und um ihn nicht zu beunruhigen, habe er sich dem Kind nie zu erkennen gegeben.“

Das erzählt mir der Polizist von Portorož. Man glaubte dem ziemlich verstörten Mann schon bald, die zuständige Untersuchungsrichterin erachtete es aber, um sicherzugehen, dennoch für notwendig, den Sohn des Mannes zu einer Gegenüberstellung nach Koper zu bitten. „Und das war schlimm“, erzählt der Polizist weiter, „der Sohn dieses Mannes benahm sich unverschämte arrogant. Er sprach mit der Richterin und mit uns Polizisten in einem Ton, wie wir ihn bis dahin nicht kannten. Er drohte uns mit allen möglichen Interventionen, tat so, als wäre er eine der wichtigsten Persönlichkeiten Österreichs und als warteten die zuständigen Stellen nur auf ein Fingerschnalzen seinerseits, um gegen uns – aus welchen Gründen immer – einzuschreiten. Die Richterin nahm das zunächst hin. Als aber der Sohn bei der Gegenüberstellung gegen seinen Vater fast hysterisch zu schreien begann und atemlos schlimmste Vorwürfe erhob, musste die Richterin eingreifen. Der Sohn wurde zu einer Ordnungsstrafe verurteilt. Er zahlte sofort und fuhr unter Androhung ärgster Konsequenzen für uns weg. Obwohl sie ihn hätte verhaften lassen müssen, hielt ihn die Richterin nicht zurück. Ich konnte sehen, dass er weinte, als er bei der Tür hinausging. Das wunderte mich, deshalb erinnere ich mich daran. Der Vater, der Porzellanmaler, wurde natürlich sofort freigelassen. Er wirkte völlig niedergeschlagen, sodass wir ihn nicht allein im Auto nach Wien zurückfahren lassen konnten. Die Richterin, eine außergewöhnlich einfühlsame Frau, brachte ihn in einem Hotel in Koper unter, wo er in der Nacht einen Herzinfarkt erlitt. Sie kümmerte sich weiter sehr hilfsbereit und abseits aller Dienstvorschriften um den Mann, der sich im

Spital von Izola rasch erholte und nach Wien zurückkehren konnte. Vor wenigen Tagen war die Richterin hier bei uns und zeigte uns ein Porzellanbild, das er ihr zum Dank für ihre Zuwendung geschickt hatte. Es zeigt eine Vase mit vielen blühenden Blumen. Sie freute sich sehr über das Bild, besonders, als wir sie mit einem Scherz darauf aufmerksam machten, dass die Blumen darauf, Rosen, Narzissen, Tulpen, Astern, Lilien und Margeriten, nur im Kopf des Malers gleichzeitig blühen.“